

Jesus Christus im Evangelischen Religionsunterricht?

Vortrag während der Ringvorlesung des Studiengangs Ev. Theologie / Religionspädagogik am 8.2.2000 in der Gesamthochschule Kassel

1. Jesus hat Hochkonjunktur

Jesus hat Hochkonjunktur, jedenfalls dann, wenn man diese an der Zahl der Veröffentlichungen und Titelgeschichten in der internationalen Presse mißt. 1995 (27.5.) titelte „Der Spiegel“: „Gesucht: Ein Mensch namens Jesus – auf den Spuren des historischen Christus.“ Im Dezember (18.12.) des gleichen Jahres ging das „Time Magazin“ auf „The Search for Jesus“ und 1997 (29.3.) fragte das Nachrichtenmagazin „Focus“: „Neuer Streit in der Forschung: glauben wir an den richtigen Heiland?“

Aber Jesus ist nicht nur „in“ als Thema von Titelstorys oder Jesusbüchern. Im Internet finden sich über die gängigen Suchmaschinen eine kaum noch zu bearbeitende Fülle an Web-Sites, die sich ständig vermehren. Waren es 1997 bei Yahoo noch 936 Einträge, so ist deren Zahl inzwischen auf 8014 gestiegen und wird weiter steigen.

Die Titelstory des Spiegel vom Mai (24.5.) des vergangenen Jahres „Was bleibt von Jesus Christus?“ in der Rudolf Augstein journalistischer Manier Forschungsergebnisse, Vermutungen, Meinungen und eigene Wertungen zusammenmischt hat die Fachgruppe Ev. Theologie/ Religionspädagogik zum Anlaß genommen, zu dieser Ringvorlesung einzuladen, in der Hochschullehrer aus Göttingen, Kassel und Marburg aus ihren Arbeitsgebieten berichten und versuchen, einen Einblick in ihre Sicht und Bewertung des aktuellen Standes der wissenschaftlichen Diskussion zu geben.

2. Was bleibt von Jesus Christus?

Ich werde in diesem Referat nicht die Frage stellen, ob Rudolf Augstein recht hat, wenn er Fragen und Probleme der historisch kritischen Forschung aufgreift und dann aus seiner Perspektive bewertet. Schon gar nicht möchte ich seine Behauptung diskutieren, daß die Welt „seit den Tagen des Jesus und des Paulus ... nicht vorangekommen (ist; und) die Menschen ... durch die 2000jährige Wirkungsgeschichte der Christus-Legende, vor allem aber durch das segensreiche Wirken der Kirche, keine höhere Ethik oder Moral erlangt (haben).“ (Spiegel 21/99, S. 231).

Ich werde vielmehr die Frage der Titelstory des Spiegels „Was bleibt von Jesus Christus?“ aufnehmen, um sie kritisch an die Religionspädagogik und an den Religionsunterricht stellen.

Das hat zum einen ganz persönlichen Grund. Ich bin dieser Fragestellung das erste mal am Ende meines Theologiestudiums begegnet, als 1967 der Mainzer praktische Theologe Manfred Mezger zum Evangelischen Lehrertag 1967 nach Kassel kam, um mit mehr als 400 Religionslehrern über das Thema: „Mit Schülern von Gott reden – was heißt das?“ zu diskutieren.

In seinem Einleitungsreferat zitierte Mezger den Psychologen Albert Görres mit einer resignierten Feststellung aus dem Jahre 1964: „Jedes Kind von 6 bis 16 Jahre erhält in Schule und Kirche etwa tausend Stunden religiöse Unterweisung. Statistisch läßt sich erheben, daß der gewonnene Informationswert fast gleich Null ist. Viele wissen gar nicht, um was es beim christlichen Glauben überhaupt geht. Das existentielle Ergebnis dieses Unterrichts läßt sich empirisch überhaupt nicht feststellen.“¹

Ich konnte uns wollte das nicht glauben. So viel Unterricht, soviel Zuwendung muß doch ein Ergebnis bringen dachte ich damals und es war vielleicht die entscheidende Motivation, Religionspädagoge zu werden.

Doch die Frage ist geblieben. Viele Einzelbeobachtungen, nicht nur bei ‚Kirchenfernen‘ sondern auch gerade in der Gruppe der ‚kirchennahen‘ Jugendlichen, ja selbst bei Studentinnen und Studenten der Religionspädagogik legen die Vermutung nahe, daß sich an diesem Ergebnis in den vergangenen 40 Jahren kaum etwas geändert hat.

1992 hat Heiner Barz eine Studie zu „Jugend und Religion“ vorgelegt.² In Band 2 dieser Untersuchung: „Postmoderne Religion – Die junge Generation in den Alten Bundesländern“ haben die befragten Jugendlichen sich vielfältig zu Jesus geäußert.

Sie halten ihn für

- einen Charismatischen Führer, der wie Chomeini oder Bhagwan eine eindrucksvolle Ausstrahlung hatte,
- einen Wohltäter, der den Ärmsten und Hoffnungslosen half,
- einen Gerechten, der die Bösen bestraft,
- einen Sozialrevolutionär wie Marx, Che Guevara oder Martin Luther King,
- einen Hellseher, der über die Gabe der Präkognition verfügte,
- einen Heiler, der durch psychologische Fähigkeiten psychosomatische Krankheiten kurierte,

¹ Zitiert nach: Manfred Mezger: Mit Schülern von Gott reden – was heißt das? In: Theologia Practica, 1968, S. 156ff.

² Heiner Barz: Jugend und Religion, Opladen 1992.

- ein Vorbild, indem er konsequent mit seiner Lebensphilosophie Ernst machte,
- einen Märtyrer, der für seine Überzeugungen gestorben ist,
- einen Guru mit einem hohen Bewußtseinsstand – wie Krishna, Laotse, Buddha oder Chares Mansin (!)
- ein Allround-Genie, der auf sehr vielen Gebieten „unheimlich viel gemacht“ hat.

Schon eine erste Durchsicht der hier genannten „Jesus-Vorstellungen“ macht deutlich, daß kaum eine dieser Beschreibungen ihre Wurzel im Religionsunterricht oder anderen religionspädagogischen Bemühungen in Schule oder Kirche haben kann. Zu verschieden sind die Konkretionen, die die Jugendlichen entwickeln, von den theologischen Entwürfen, die in den religionspädagogischen Konzepten der vergangenen Jahrzehnten diskutiert und entfaltet wurden.

Warum das, was Schüler denken, was sie wissen und sagen, und das, was die Religionspädagogik vermitteln möchte, soweit auseinanderfällt, ist kaum theoretisch oder abstrakt zu diskutieren und zu klären. Deshalb möchte ich versuchen, diese Frage in Auseinandersetzung mit den großen religionspädagogischen Entwürfen und Konzepten der letzten Jahrzehnte zu präzisieren und Antworten zu suchen.

3. Jesus im Religionsunterricht

3.1. Evangelische Unterweisung

Nach dem Zusammenbruch 1945 gab es kaum eine gesellschaftliche Institution in Deutschland von der die Gesellschaft mehr für den dringend notwendigen Neuanfang erwartete als von den Teilen der christlichen Kirchen, die Widerstand geleistet hatten. Ihnen traute man auch zu, einen wesentlichen Beitrag zur Erziehung der jungen Generation zu leisten. Daher übergab man den christlichen Kirchen die inhaltliche Verantwortung für den Religionsunterricht, der gleichzeitig als ordentliches Lehrfach im Grundgesetz festgeschrieben wurde.

Doch die führenden Vertreter der Religionspädagogik dieser Zeit folgten dem theologischen Mentor des Widerstandes Karl Barth, der jede Auseinandersetzung mit Religion ablehnte, denn „Religion ist - seiner Meinung nach - Unglaube; Religion ist eine Angelegenheit, man muß geradezu sagen, die Angelegenheit des gottlosen Menschen...“³

Wen wundert's daß Helmut Kittel in Aufnahme dieses Ansatzes jeder Form des Religionsunterrichts mißtraute. Nicht Religionsunterricht, schreibt er „Evangelii-

³ Karl Barth: Kirchliche Dogmatik, Zürich 1938, Bd. I/2, S.330.

sche Unterweisung, so heißt die neue uns gestellte Aufgabe – nie wieder Religionsunterricht!“⁴

Evangelische Unterweisung aber will nicht Unterricht sein, zielt nicht auf Lehren und Lernen, sondern versteht sich, als ‚Weisung unter das Evangelium‘. Ihre Ausdrucksformen sind Predigt und Verkündigung, die liturgisch gerahmt mit Gebet, Bekenntnis und Liedern gestaltet werden. Evangelische Unterweisung will sich nicht in die Schule und ihren Unterricht integrieren, sondern versteht sich als „Kirche in der Schule“.

Der Lehrer soll nicht Lehrer sein, sondern Zeuge und Verkündiger des Evangeliums, er hat seinen Auftrag nicht von der Pädagogik, nicht von der Schule, sondern fühlt sich berufen von der christlichen Gemeinde.

Der Schüler ist in diesem Verständnis nicht Schüler, sondern wird als getaufter Christ angesprochen, dem die frohe Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders zugesprochen wird.

Die Schwierigkeiten dieses Ansatzes waren aus heutiger Sicht vorauszusehen. Schüler und Schülerinnen erwarten von Schule durchaus, daß es dort etwas zu lernen gibt. Wer das verweigert, handelt sich Schwierigkeiten ein, und diese waren bei der Evangelischen Unterweisung zunehmend zu beobachten

So schreibt Martin Stallmann: Daß der Religionsunterricht unbeliebt ist, daß er womöglich das ausdrücklich mit Abstand als das unbeliebtste Fach gilt, hängt in erster Linie damit zusammen, daß er die Schüler langweilt.“⁵ Und: „Die Erfolglosigkeit des Religionsunterrichts besteht nicht nur darin, daß im praktischen Verhalten zu Kirche und Christentum bei den Schülern nach der Schulentlassung keine Wirkungen zu erkennen sind, sondern, daß auch keine Kenntnisse haften bleiben.“

3.2. Hermeneutischer Religionsunterricht

Zum Anfang der sechziger Jahre hat sich das politische und geistige Klima in der Bundesrepublik grundlegend gewandelt. Wirtschaftswunder, internationale Anerkennung und neues Selbstbewußtsein prägen ja beflügeln das Selbstverständnis der Gesellschaft.

Die pädagogischen Diskussion und das Verständnis von Schule knüpft da an, wo die Nationalsozialisten die pädagogische Diskussion 1933 abgebrochen hatten. Schule und Pädagogik werden von einem geisteswissenschaftlichen Ansatz bestimmt, der auf ‚Verstehen‘ zielt und dessen grundlegende Methode die Hermeneutik ist. Indem Schule versucht, dem Schüler die Inhalte der Kultur zu erschließen, hofft sie, diesen für das Leben in dieser Kultur zu erschließen. Ziel

⁴ Helmuth Kittel: Vom Religionsunterricht zur Evangelischen Unterweisung, Hannover 1957³, S. 10.

⁵ Martin Stallmann: Evangelischer Religionsunterricht, Düsseldorf 1968, S.13.

ist Bildung, und „Bildung ist der Zustand, in dem man Verantwortung übernehmen kann,“ formuliert Erich Weniger.⁶

In dieser Zeit meldet sich eine neue Generation von Religionspädagogen zu Wort, die den Religionsunterricht nicht länger von der Kirche, sondern von der Schule her begründen will. Ausgehend von den exegetischen Arbeiten Rudolf Bultmanns wollen sie das Evangelium im schulischen Bereich nicht länger verkündigen, sondern den Schüler in den Prozeß der Auslegung der Überlieferung einbeziehen, ja, er soll – wo immer möglich -selbst Subjekt dieser Auslegung werden.

Wollte die evangelische Unterweisung durch liturgische Rahmung, durch Lied und Gebet ihren Unterricht als Gottesdienst gestalten, gerät der Religionsunterricht nun in Gefahr, als wissenschaftlich exegetisches Proseminar mißverstanden zu werden.

Eingeführt wird in die Probleme der synoptischen Überlieferung ebenso wie in die Quellenscheidung des Pentateuchs. Und dies nicht etwa nur in der Oberstufe des Gymnasiums. Schon Grundschüler erarbeiten historisch gesellschaftlichen Hintergründe der beiden Schöpfungsberichte und vergleichen sie mit den Schöpfungsmythen von Amazonasindianern, denken darüber nach, warum Lukas und Matthäus die Weihnachtsgeschichte so verschieden erzählen.

Der Neuansatz bleibt nicht unwidersprochen, überfordert Religionspädagogen ebenso wie Schülerinnen und Schüler, die kaum verstehen, was sie im Religionsunterricht eigentlich verstehen sollen. Hinzu kommt die immer häufiger nicht nur an den Religionsunterricht gestellte Frage, was das alles, was in Schule gelehrt und gelernt werden soll, eigentlich mit dem realen Leben zu tun habe.

Das 68er Aufbegehren der jungen Generation war nicht nur ein Protest von Studenten und Schülern gegen Lebensformen und Normen der Erwachsenenwelt. Es war im Besonderen ein Aufbegehren gegen die hinter dieser Welt vermuteten Wertvorstellungen und Traditionen, und so führte es notwendig auch zur Abwertung, ja zum Bruch mit der biblischen Überlieferung, in der Ursache und Hintergründe dieser gesellschaftlichen Zustände gesehen wurden.

Die neue Elterngeneration erzählte ihren Kindern keine biblischen Geschichten mehr und wollte ohne den Gott der Großeltern auskommen, suchte nach neuen Leitbildern und Lebensformen. Der Baggerführer Willibald, die Geschichte von der Rübe und der Hase Augustin eroberten sich die Kinderzimmer. Der damit verbundene Traditionsabbruch war total und weitreichend.

Doch die Abwertung und Relativierung der biblischen Überlieferung in den 60er Jahren beschränkte sich nicht auf revolutionäre Studenten und linke Reformer. Auch Theologen und Religionspädagogen - besonders im protestantischen Raum - fragten verunsichert mit Hans Bernhard Kaufmann: Muß die Bibel immer im Mittelpunkt des Religionsunterrichts stehen? Und wenn einer so fragt, kann man sich die Antwort denken.

⁶ Erich Weniger: Die Eigenständigkeit der Erziehung in Theorie und Praxis, Weinheim o.J., S. 138.

3.3. Lernzielorientierter Religionsunterricht

Zwei Neuansätze versuchen, die beschriebenen Schwierigkeiten des Religionsunterrichts zu überwinden.

Lernzielorientierung und Problemorientierung

Klaus Wegenast hat im 1968 die Gründe der vielerorts beklagten Erfolglosigkeit des Religionsunterrichts im Blick auf die damals diskutierten Konzeptionen untersucht und auf ein bemerkenswertes Auseinanderklaffen idealer Forderungen der Religionspädagogik und der unterrichtlichen Wirklichkeit hingewiesen.

Seiner Meinung sind viele Zielvorstellungen und Forderungen an den Hermeneutischen Religionsunterricht „über die Wirklichkeit hinweg aus hohen Idealen deduzierte Wunschbilder, die weder auf den wirklichen Lehrer hin bedacht sind noch auf den wirklichen Schüler, noch auf die offenbaren Schwierigkeiten des RU im Bildungsgefüge der Schule?“⁷

Die beginnende Curriculumdiskussion sieht dies als Grundproblem der Schule und versucht eine ‚realistische Wende‘ einzuleiten. Die Frage, was in Schule gelehrt und gelernt werden soll, wird nicht mehr in der Form von Stoffverteilungspläne gestalte (Sintflut im 3. Schuljahr, Verlorene Sohn im 4.) sondern soll von Zielen her diskutiert und entschieden werden.

Man verspricht sich davon sowohl eine

- größere Transparenz, für alle beteiligten: Gesellschaft, Schule und Schüler.
- Möglichkeit, die Betroffenen an den Entscheidungen, Gestaltung und Validierung des Unterrichts zu beteiligen
- größere Effektivität.

Ich selbst habe mich an dieser Überlegungen Anfang der siebziger Jahre mit zwei Lernprogrammen beteiligt, die auf den Erwerb von Grundkenntnissen zur Synoptischen Frage und zu den Quellen des Pentateuchs zielten. Damals gab es noch keine Computer sondern diese Lernprogramme waren als Bücher gestaltet. Mit ihrer Hilfe konnten relativ komplizierte kognitive Sachverhalte in relativ kurzer Zeit von vielen Schülern und Schülerinnen gelernt und verarbeitet werden.

3.4 Schüler- und Problemorientierter Religionsunterricht

Aber der politische Druck auf den RU war so stark, daß viele Religionspädagogen glaubten, zunächst völlig auf die Vermittlung der biblischen Tradition verzichten zu müssen und dafür das Konzept eines Schüler- und Problemorientierten RU zu entwickeln suchten.

⁷ Klaus Wegenast: Die empirische Wendung in der Religionspädagogik, in: Der Evangelische Erzieher 1968, in Klaus Wegenast: Glaube, Schule, Wirklichkeit, Gütersloh 1970, S. 42.

Er versucht das neue Lernziel der Schule 'Emanzipation' aufzunehmen und den Schüler in den Mittelpunkt des Religionsunterrichts zu stellen. Die biblische Überlieferung erhält Medienfunktion, wird - das schönste Unwort, das damals erfunden wurde - Problemlösungspotential. An die Stelle der Frage, wie erzähle ich biblische Geschichten, tritt die Frage: Warum soll ich es überhaupt tun?

Gert Otto fordert: Als Korrektiv ist stets die Frage wachzuhalten, ob denn der Umweg über den fernen historischen Text zur Erhellung der Situation überhaupt nötig ist. Nur wenn diese Frage positiv beantwortet werden kann, meint er, sei die Einbeziehung des biblischen Textes noch vertretbar.

Schnell geraten so Noah, David, Josef, Zachäus, Petrus, Johannes und nicht zuletzt Jesus auch im Religionsunterricht in Vergessenheit. Pippi Langstrumpf, die Kinder von Bullerbü, Carlson vom Dach, Frederik die Maus und Käpt'n Blaubär werden die neuen Helden und Vorbilder, nicht nur im Kinderfernsehen, sondern auch im Religionsunterricht.

War es bis dahin ein beliebtes Thema der Religionspädagogik über Bibelmüdigkeit der Schüler, über ihre Überfütterung mit biblischen Texten zu klagen, werden jetzt immer mehr Stimmen laut, die von der völligen Unkenntnis ganzer Schulklassen im Blick auf die biblische Überlieferung berichten. Dies ist allerdings nicht nur ein Problem der Schülerinnen und Schüler, sondern wird auch mehr und mehr zum Problem der Unterrichtenden.

Themen wie Freundschaft, Außenseiter, Not in der Welt, Müllvermeidung, Abtreibung und Behinderung scheinen unserer Lebenswelt angemessener und für die Schüler lebenswichtiger als Jesu Gleichnisse, Die Passionsgeschichte, Erzählungen von Abraham oder die Sozialkritik des Propheten Amos.

Fragt man nach den Ursachen dieser Wendung, so kommt ein Problem mit in den Blick, das bis heute nicht gelöst ist. Die Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung sind bis zu diesem Tag weder von der Theologie noch von der Religionspädagogik, noch von den Religionslehrerinnen und Religionslehrern und Eltern wirklich verarbeitet worden. Was bleibt von Jesus Christus? Was bleibt von der Bibel, fragen viele, wenn die Schöpfungsberichte nicht mehr wörtlich zu verstehen sind, Jona nicht vom Walfisch verschluckt wurde und die Wundern Jesus als Predigten der Gemeinde interpretiert und Himmel und Hölle als Symbole gelungenen oder verlorenen Lebens gedeutet werden.

Hier ist genau der Ort, das Verstehen bzw. Nichtverstehen von dem auch Rudolf Augstein fragt. Er hat, weil ja doch alles nicht stimmt, die biblische Überlieferung ganz über Bord geworfen und arbeitet diesen Verlust in jährlichem Abstand voll Bitterkeit auf

Der hermeneutische Religionsunterricht, der hier eine Antwort versuchte, der Schüler und Lehrer zu Subjekten der Auslegung machen wollte und auf ihr Verstehen zielte, scheiterte an der Kompliziertheit seiner Sprache und Denkmodelle.

Seine Neuauflage im Zeichen des Zeitalters des Wassermanns, die Symboldidaktik für die Hubertus Halbfas wirbt, bemüht sich zwar bei den Schülerinnen und Schülern die Fähigkeit zu wecken, mit dem dritten Auge zu sehen. Damit ist jener Blick gemeint, der hinter die Alltagsgestalten dieser Welt sieht und den geistigen Sinn der Dinge erfaßt, das Licht in der Finsternis. Aber die Hoffnung, hier würden neue Zugänge zur biblischen Überlieferung geschaffen, erfüllt sich nur sehr zögerlich. Vom Sprung in den Brunnen, von dem ich allerdings abraten möchte, zum Symbol Baum, Weg oder Brücke über das Brot bis zum Licht in der Finsternis eröffnet die Symboldidaktik Schülerinnen und Schüler vielfältige Zugänge zu überlieferten Bildern und Sprachspielen. Zum Kern christlicher Traditionen zu Jesus Christus und den großen Zusammenhängen der biblischen Überlieferung dringt sie jedoch nur sehr selten vor.

Daß trotz vieler, vieler Religionsstunden nichts bleibt von Jesus Christus, das Fehlen von Informationen, Kenntnissen und Wissen ist also weder in der Schwierigkeit Sache noch auf ungenügenden unterrichtlichen Fertigkeiten der Religionslehrer zurückzuführen, sondern – ich will es einmal pointiert sagen – es wurde in einigen Konzeptionen zum Evangelischen Religionsunterricht planvoll herbeigeführt.

4. Wiederentdeckung der Überlieferung

Am Rande der allgemeinen pädagogischen Diskussion zeigen sich dagegen Neubewertungen und Neuansätze im Umgang mit der Überlieferung und der Tradition ab, die auch zu neuen Perspektiven christlicher Religionspädagogik führen könnten.

Der bekannte Kulturkritiker Neil Postman geht in seinem Buch 'Keine Götter mehr, das Ende der Erziehung' von der These aus, daß Erziehung, wenn ihr der übergreifender Sinn fehlt, zur bloßen Technik verkommt, und zeigt dann, wie in der Vergangenheit diese Frage für alle, in den großen überlieferten Erzählungen der Religionen für christliche, jüdische oder islamische Gesellschaften allgemein gültig beantwortet wurden.

Dabei geht es nicht um irgendeine Erzählung, schreibt er, sondern um eine, die von den Ursprüngen spricht und die Vision einer Zukunft heraufbeschwört, eine Erzählung, die Ideale aufstellt, Verhaltensregeln vorschreibt, Autoritäten schafft und vor allem ein Gefühl von Kontinuität und Zielbewußtsein vermittelt, eine Erzählung, die genug Glaubwürdigkeit, Komplexität und symbolische Kraft hat, um es den Menschen zu ermöglichen, sie in den Mittelpunkt ihres Lebens zu stellen.

Postman zeigt gleichzeitig auf, warum es uns Heutigen so schwer fällt, solche Erzählung zu finden und in den Mittelpunkt unseres Lebens zu stellen. Mein eigenes Leben - schreibt er - ist mit drei katastrophalen Erzählungen zusammengefallen. Mit der des Kommunismus, des Nationalsozialismus und des Faschismus. Jede dieser Erzählungen versprach ihren Anhängern den Himmel, führte aber in die Hölle.

Aber auch den modernen Göttern und ihren Erzählungen, die steht Postman kritisch gegenüber. Weder der Wissenschaftsgott, dem heutzutage viele anhängen, noch die Versprechungen des Gottes der Technologie geben Antwort auf die Fragen der Menschen nach Ursprüngen und Ende. „Wahrscheinlich ist alles Zufall!“ ist alles, was sie zu sagen wissen. Aber vielen Menschen erscheint das zufällige Leben nicht lebenswert. Es kommt hinzu, daß der Wissenschaftsgott auf die Frage nach moralischen Geboten, hartnäckig schweigt. Er steht im Dienst sowohl des Wohltätigen als auch des Grausamen und seine grandiose moralische Unparteilichkeit wenn nicht Gleichgültigkeit hat ihn in der ganzen Welt so willkommen gemacht.

Postman geht es darum, zu zeigen, daß die Menschen sinnstiftende Erzählungen brauchen, Erzählungen, die eine Begründung des Lebens geben. Andere haben dies Menschenbild in der Sprache der Anthropologie den homo religiosus genannt, der Mensch, der auf Sinnggebung angewiesen ist, immer ein Suchender, ein Suchender nach Antworten auf die Fragen, die ihn beunruhigen und verunsichern. Dieser Suche nach Sinn entstammen alle überlieferten Erzählungen und die sich in ihnen und aus ihnen begründeten Religionen.

Allerdings müssen wir uns auch klar machen, daß in unserer Gesellschaft anstelle des religiösen Aufrufs zu Besinnung und Sinnsuche längst die Werbespots des Fernsehens getreten sind, die uns viertelstündig, ob wir wollen oder nicht, aus Radio und Fernsehen heraus unsere Sünden und Versäumnisse, unsere Unkenntnisse und Unverbesserlichkeiten aus ihrer Sicht der Dinge vorhalten.

Nicht um uns dann damit allein zu lassen, sondern um uns ihre Wege zur Erlösung anzubieten, Wege, die uns zeigen, wie wir unser Leben in Zukunft gestalten, welche Akzente wir setzen, welche Richtungen wir einschlagen sollten, um erlöst zu werden.

Wer dem folgt, vor dessen Augen erstrahlt eine Vision des Himmels, in dem immer junge und fröhliche Menschen in paradiesischen Gefilden miteinander glücklich und in Eintracht leben. Der Gott des Konsums und seine täglich auf uns niederprasselnden Erzählungen sind die Religion unserer Gesellschaft.

Jeder ist dem mehr oder weniger ausgeliefert. Seine Erzählungen bieten Antworten auf jede Frage und versuchen, uns möglichst lückenlos in ihr System einzugliedern. Das wird allen deutlich vor Augen stehen, die sich an die hunderte von Werbespots ihrer Jugend erinnern, welche Teil ihrer religiösen Erziehung waren, z.B. das Gleichnis vom Menschen mit dem schlechten Mundgeruch, das Gleichnis des dummen Geldanlegers, das Gleichnis des verlorenen Reiseschecks, das Gleichnis des Mannes, der durch den Flughafen irrt und sein Ziel nicht finde, das Gleichnis von dem Mann der ohne Handy leben wollte.

In diesen Gleichnissen ist die technologische Unschuld die Wurzel des Bösen, die Hauptquelle des Unglücks. Den Pfad zur Erlösung findet nur, wer den Rat des Werbespots annimmt und nach ihm handelt.

Aber der Gott des Konsums ist nicht neu, ist kein Kind unserer Gesellschaft. In anderen Zeiten hatte er andere Namen. Schon von Jesus wird berichtet, daß er die Möglichkeit verneinte, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen.

Wie ist Orientierung angesichts der Fülle dieses Angebotes möglich? Was folgt daraus für die religiöse Erziehung in Familie und Unterricht. Glücklicherweise trägt die Religionspädagogik nicht allein die Verantwortung für die Gestalten des Lernens in der Schule. Das haben wir ja heute ausgiebig angesprochen und gesehen, welche Schwierigkeiten Religionspädagogen mit ihrer eigenen Sache haben. Religiöse Erziehung kann immer auch davon lernen, was in anderen Fächern und in der allgemeinen Pädagogik herausgefunden wird, was experimentiert wird, was Neues versucht wird.

In Hessen vor nicht allzu langer Zeit ein neuer Rahmenplan Grundschule erschienen, der neue Wege und Perspektiven eröffnen will. Ich möchte mich auf einen Aspekt beschränken und zeigen, wie ein Neuansatz in der allgemeinen Pädagogik neue Perspektiven für die religiöse Erziehung auch im Blick auf die biblische Überlieferung und die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? eröffnet.

Erfahrungsorientiertes Lernen im Religionsunterricht

Im Mittelpunkt der theoretischen Überlegungen zum Lernen in der Grundschule entfaltet der Rahmenplan den Begriff der Erfahrung. Und obwohl der Begriff in diesem Plan offensichtlich von vielen Autoren in vielen unterschiedlichen Einzelaspekten entfaltet wird, ergibt sich doch insgesamt ein eindeutiges Bild.

Das Leben in unserer Gesellschaft ist besonders für Kinder von einer Fülle von widerstreitenden Erlebnissen bestimmt. In Schule, Elternhaus und Umwelt erleben sie Erfolg und Mißerfolg, gelungene Kommunikation ebenso wie sich nicht verständlich machen können, angenommen sein ebenso wie Ablehnung, Gemeinschaft wie Alleinsein und vieles andere mehr.

Vieles jedoch wird gar nicht mehr persönlich erfahren, sondern durch die Medien vermittelt. So lernen die Kinder das Leben am Fernsehschirm kennen, bevor sie eine Möglichkeit haben, damit selbst in Berührung zu kommen. Aber von Wüste, Urwald, Natur, von Streit und Versöhnung, Liebe und Haß erzählen die Medien ihre eigenen Versionen. Kaum noch eine Chance, das Leben unmittelbar kennenzulernen. Alles ist immer schon aus zweiter Hand vermittelt worden. Schon interpretiert und bewertet, so daß für das Machen eigener Erfahrung kaum noch Raum bleibt.

Deshalb nimmt das Nachdenken über Erfahrungslernen in der Reform der Grundschule heute so einen breiten Raum ein, wird Schule als Erfahrungsraum interpretiert. Was aber sind in diesem Verständnis Erfahrungen und wie werden sie - im wahrsten Sinne des Wortes - gemacht? Erfahrungen, so hat man sich festgelegt, erwachsen aus verarbeiteten Erlebnissen. Das ist wichtig.

Erlebnisse haben wir ständig, ja wir werden geradezu überschwemmt. Kinder wahrscheinlich noch mehr als Erwachsene. Erlebnisse stellen in Frage, was wir bis dahin gewußt haben. Ob es das Erlebnis ist, einem fremden Menschen zu

begegnen, eine besondere Aufgabe gestellt zu bekommen und zu lösen oder daran zu scheitern, ob es das Erlebnis von Glück, Leid, von Geburt oder Tod ist. Schule hat sich hier die Aufgabe gestellt, Kindern dabei zu helfen, aus Erlebnissen Erfahrungen zu machen, Erfahrungen, die sich in die Summe der bis dahin gemachten Erfahrungen einreihen, sie bestärken oder in Frage stellen, verändern und neugestalten. Dazu hat die Grundschule - wenn jemand meint, das ging in der Grundschule noch gar nicht - eine Fülle von Arbeitsformen entwickelt, der Bekannteste ist vielleicht der Montagskreis, wo man das erzählt, was das Wochenende bestimmt hat, was es an Erlebnissen gebracht hat.

Und schon im Erzählen und Interpretieren beginnt der Prozeß des Erfahrungsmachens. Menschen verarbeiten - so meinen wir - Erlebnisse mit Hilfe von Erfahrungsmustern. Und solche Erfahrungsmuster sind gleichsam die Summe der Erfahrungen, die man bis dahin gemacht hat.

Ein Beispiel: Wenn ein Kind einem Fremden begegnet, so weckt diese Begegnung sowohl Neugier wie sie Angst macht, wie jedes Unbekannte, das in unser Leben tritt. Erlebnisse sind immer ambivalent. Das macht ihren Reiz aus, macht sie zu einem Geschehen, das uns fesselt und beschäftigt.

Wie ein Kind jedoch das Erlebnis aus einer Begegnung mit Fremden verarbeitet, hängt weithin davon ab, welche Erfahrung es bis dahin mit Fremden gemacht hat und welche Erfahrungsmuster dabei ausgebildet wurden. Ein Kind, das von seinen Eltern in bester Absicht vielleicht vor Fremden gewarnt wurde und gelernt hat, daß Fremde gefährlich seien und dem Vater den Arbeitsplatz wegnehmen und zur Gewalttätigkeit neigen usw. hat ganz andere Erfahrungsmuster ausgebildet als ein Kind, daß bei Reisen im Ausland mit fremden Kindern Freundschaft schließen konnte und dessen Familie gern Gäste aus der Fremde aufnimmt und als interessante Gesprächspartner schätzt.

Jede Pädagogik, die auf Erfahrung zielt, geht davon aus, daß die gelernten Erfahrungsmuster veränderbar sind und das meint, daß wir nicht bei einmal gelernten Wegen stehenbleiben müssen, sondern neue Aspekte kennenlernen, neue Perspektiven in dem Prozeß der Verarbeitung unserer Erlebnisse einbringen können. Deshalb ist es wichtig, Erfahrungen gemeinsam mit anderen zu bearbeiten.

Die Frage, wie siehst du einen bestimmten Sachverhalt, oder was meinst du denn dazu, fragt nach den Erfahrungen des anderen, die der Fragesteller gern als Argument in dem Prozeß seines Erfahrungsmachens kennenlernen möchte. Auf diese Form des Lernens von anderen sind wir angewiesen, wenn wir uns nicht autistisch in uns selbst verschließen wollen.

Die Erfahrungen der anderen sind wichtig für uns, weil sie unseren Horizont erweitern, Argumente einbringen, die wir noch gar nicht sehen, Perspektiven eröffnen, die wir noch gar nicht entdeckt haben.

Aber es sind nicht nur die Menschen, mit denen wir täglich zusammen sind, von denen wir lernen können, nein auch die Erfahrung der anderen, die uns über eine längere Distanz erreicht, der Freunde, die in einer anderen Stadt, auf dem

Land oder im Ausland leben erweitern unsere Erfahrungsmöglichkeiten ebenso wie Erfahrungen, die wir aus Briefen, Büchern, Kunstwerken oder anderen Überlieferungsformen kennenlernen können.

Christen sind davon überzeugt, daß die biblische Überlieferung aus einer Fülle von Erfahrungen heraus gestaltet wurde, die Generationen vor uns gemacht haben.

Denken wir für unser Beispiel der Begegnung mit dem Fremden nur an die Erfahrung Israels, das sich stets bewußt war, selbst Fremdling in einem fremden Land gewesen zu sein, und aus dieser Erfahrung heraus einen ganz besonderen Umgang mit Fremden entwickelt hat.

Unsere Ausgangsfrage lautet: Welche Bedeutung hat, könnte die biblische Tradition für die christliche religiöse Erziehung heute haben? Vielleicht sehen sie, in welche Richtung ich sie führen wollte. Durch die historisch-kritische Forschung haben wir gelernt, daß die biblische Überlieferung keine besondere metaphysische Qualität hat.

Das ist kein Grund zum Erschrecken oder zur Verunsicherung, sondern hilft uns, diese Überlieferung als das zu verstehen, was sie wirklich ist, die Summe der Erfahrungen, die Menschen vor uns mit ihrem Glauben gemacht und uns überliefert haben. Wir sind davon überzeugt, daß wir heute wie auch die Menschen vor uns Erfahrungen nicht allein machen können, sondern dazu den Austausch mit anderen Menschen und ihren Erfahrungen brauchen.

Eine besondere Erfahrung von Christen ist es, daß sie glauben, daß in der biblischen Tradition eine Fülle von Erfahrungen überliefert sind, die Leben ermöglichen, Zukunft eröffnen und Sinn aufzeigen. Diese Erfahrungen, die oft in den überlieferten Texten eingeschlossen sind, der nächsten Generation zugänglich zu machen, ist nach meinem Verständnis eine zentrale Aufgabe des Religionsunterrichts der Religionspädagogik.

Früher haben solche Einführungen in die Überlieferung die Großmütter übernommen. Ich glaube, ein großer Schlag gegen das Erfahrungslernen war auch der Moment, wo die Großmütter alle berufstätig geworden sind, was natürlich nicht rückgängig zu machen ist, aber es ist nun keiner mehr da, der den kleinen Enkeln diese Geschichten erzählt.

Und deshalb haben wir in dem neuen Rahmenplan (Hessen Grundschule 19959 etwas gewagt, was in den letzten Jahrzehnten der religionspädagogischen Diskussion kaum akzeptiert wurde. Unabhängig vom unterrichtlichen Verwertungszusammenhang möchten wir biblische Erzählkreise thematisieren und Schülerinnen und Schüler mit den Erzählungen von Noah, Abraham, Josef, Petrus, Johannes und Paulus bekannt machen.

Wir wollen es ihnen einfach erzählen. Vielleicht meint der eine oder andere von ihnen, das sei nicht möglich, für solche Erzählungen seien Schüler nicht zu motivieren. Unsere Erfahrungen sind anders. Wir haben solche Erzählungen mit Studenten angefangen und wundern uns immer, wie sie mit großen Augen und

offenem Mund zuhören, wenn sie sich gegenseitig diese Geschichten erzählen. Und wer wirklich versucht hat, Kindern einmal zu erzählen, wird sehen, da kommt kein Fernsehen mit.

Zunächst einmal kommt es allerdings darauf an, daß der, der erzählt weiß, warum er dies tut; zum anderen will Erzählen natürlich gelernt sein, aber das ist eine Frage, der wir hier jetzt nicht weiter nachgehen können.

Wir haben nur eins gemerkt, der Erzähler muß sich selbst, in das, was er erzählt, einarbeiten. Das heißt, das wird für die Religionspädagogen ganz wichtig sein, daß sie selbst mit diesen Geschichten sich auseinandersetzen, daß sie sich mit ihnen abmühen, und dann passiert vielleicht das - ich weiß jetzt gar nicht, wo das Zitat ist "wenn das Herz voll ist, dem geht der Mund über". Wenn beides der Fall ist, geraten die meisten Erzählungen so eindringlich, daß Schülerinnen und Schüler eher mehr hören wollen als weniger denn sie merken schnell, daß es nicht sich um irgendwelche Geschichten handelt, sondern um Geschichten vom guten Leben.